

Der neue Chef der Bafin

Aufseher statt Cellist

Claudia Aebersold Szalay, Bonn 4.5.2015, 05:30 Uhr



Nach dem ersten Staatsexamen erhielt Hufeld ein Stipendium für ein zweijähriges Masterstudium an der Harvard Kennedy School. Die Erfahrung an der amerikanischen Uni prägte ihn nachhaltig. (Bild: Christoph Fischer)

Die berufliche Laufbahn schien eigentlich bereits vorgegeben. Felix Hufeld hat als Jugendlicher exzellent Cello gespielt, war im Bundes-Jugendorchester und hätte nach dem Abitur eigentlich Berufsmusiker werden können. Die Gene brachte er auch mit: Dirigenten, Komponisten und Berufsmusiker waren in fast allen Generationen seiner Familie vertreten und seine beiden Schwestern wurden professionelle Musikerinnen. Doch Hufeld befürchtete als junger Mann, durch eine Cellisten-Karriere zu stark eingeengt zu werden; er suchte eine breitere Ausbildung, um sich für die Zukunft verschiedene berufliche Optionen offenzuhalten. So kam es, dass der gebürtige Mainzer, der trotz seines Geburtsorts kein eingefleischter Fasnachtler ist, Rechtswissenschaften in Mainz und in Freiburg i. Br. studierte.

Prägendes Amerika

Nach dem ersten Staatsexamen erhielt Hufeld ein Stipendium für ein zweijähriges Masterstudium an der Harvard Kennedy School. Die Erfahrung an der amerikanischen Uni prägte ihn nachhaltig. Noch heute kommt er im Gespräch ins Schwärmen, wenn er von jener Zeit spricht. Das Timing für den Auslandsaufenthalt war aber eher schlecht, erinnert er sich schmunzelnd, denn kurz zuvor hatte er in Freiburg seine zukünftige Frau kennengelernt. Die lange Trennung überstand das junge Paar dank unzähligen Briefen, die es sich schrieb. «In Zeiten von Email und Whatsapp weiss heute kaum noch jemand, wie wertvoll handgeschriebene Briefe, die man immer und immer wieder lesen kann, eigentlich sind», sagt der heute 54-Jährige. In Harvard belegte er mehrheitlich betriebswirtschaftliche und nicht rechtswissenschaftliche Kurse, studierte aber auch quantitative Methoden.

Zurück in Deutschland ging Hufeld nach Berlin ans Kammergericht, wo er seine Referendarszeit leistete, die er brauchte, um 1991 das zweite Staatsexamen abzulegen. Danach wurde er Berater bei Boston Consulting, da betriebswirtschaftliche Themen ihn seit seinem Abstecher in die USA faszinierten. Dafür zog er mit seiner Frau – inzwischen hatten die beiden geheiratet – nach Düsseldorf. Gut sieben Jahre blieb er beim Beratungsunternehmen, wo er vor allem Banken-Projekte bearbeitete.

Im Jahr 1999 wechselte Hufeld schliesslich die Seite und trat bei der Dresdner Bank ein. Dafür zog er mit der Familie – inzwischen waren seine beiden Söhne auf der Welt – in die Nähe von Frankfurt am Main, wo er bis heute lebt. Bei der Bank verantwortete er die weltweite Konzernentwicklung. Er hatte viel vor bei der Bank, doch dazu blieb ihm keine Zeit, denn sie wurde schon zwei Jahre später von der Allianz übernommen. «Mir kam sozusagen die Bank abhanden, die ich weiterentwickeln sollte», sagt er heute lachend.

Gekommen, um zu bleiben

Im Jahr 2001 wechselte Hufeld deshalb die Branche und wurde CEO der Marsh GmbH, zuständig für das Mitteleuropa-Geschäft des führenden amerikanischen Versicherungsmaklers. Ihm gefiel die amerikanische Unternehmenskultur und die spannenden Aufgaben, die ihn ständig in Europa herumreisen liessen. Seine Familie habe er in jener Zeit nicht oft gesehen, gibt er offen zu, beschreibt sie gleichzeitig aber auch als den Hafen, in dem er stets auftanken konnte. Auf die Work-Life-Balance angesprochen, sagt er, dass er nicht viel brauche, um ausgeglichen zu sein. Hobbys habe er keine, nicht einmal für das Cello hatte er während seiner bisherigen Karriere Zeit. Freunde und Familie sind ihm nach eigenen Aussagen genug, um seine Batterien wieder aufzuladen.

Hufeld macht zwar nicht den Eindruck, als ob ihn ein hohes Arbeitspensum belasten würde. Doch erzählt er, nach einer strengen Woche könne er am Freitagabend jeweils etwas wortkarg sein. Seine Frau kenne das mittlerweile, und sie gönne ihm die Auszeiten zu Hause. Offizielle Empfänge an Freitagabenden beschreibt er mit lustigen Anekdoten als regelrechte Qual. Spätestens am Samstagmorgen sei er aber wieder fit, fügt er an. Man ist geneigt ihm zu glauben, denn er versprüht viel Energie und Begeisterung.

Nach zehn Jahren in der Assekuranz war 2010 für ihn die Zeit für eine Veränderung gekommen, wie er weiter berichtet. Er wurde Unternehmer und gründete zusammen mit Geschäftspartnern eine IT-Gesellschaft sowie eine Private-Equity-Firma. Den Wechsel in die Selbständigkeit vergleicht er mit dem Wechsel von einem Sinfonieorchester zu einem Quartett. Auch die neue Tätigkeit war mit viel Reiserei verbunden, besonders da die Private-Equity-Firma einen China-Fokus hatte. Doch noch mitten in der Aufbauphase des neuen Geschäfts kam die Anfrage, ob er bei der Finanzaufsicht Bafin die Versicherungsaufsicht leiten wolle.

Hufeld wollte, denn das Versicherungsgeschäft kannte er von der Pike aus. Seit März ist er nun Präsident der Bafin und profitiert von einer abwechslungsreichen Karriere, in der er sowohl die Banken- als auch die Versicherungswelt à fond kennengelernt hat. Wie schon seine Vorgängerin Elke König, die nun die europäische Abwicklungsbehörde leitet, erweckt Hufeld den Eindruck, als Externer frischen Wind in die Behörde in Bonn zu bringen. Die Bafin soll seine letzte berufliche Station sein. «Hier bringt mich keiner so schnell weg», sagt er lachend.